

gewürdigt werden die Arbeiten von János Bak, József Deér, Tamás Bogayay, Szabolcs Vajay und Zoltán Kosztolnyik.

Das abschließende Kapitel skizziert die aktuelle Forschergeneration und Forschungen der Jahre von 1990 bis etwa 2020, die unter neuen wissenschaftlichen Bedingungen entstanden sind. Mit einem ausgesprochen árpádenzeitlichen Arbeitsschwerpunkt stechen vor allem Attila Zsoldos und der Autor selbst hervor; hervorgehoben werden weiterhin die sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten von Boglárka Weisz und die militär- und historiografiegeschichtlichen Publikationen von László Veszprémy. Die verschiedenen Wissenschaftszentren haben sich stabilisiert, wobei an dieser Stelle auch der von János Bak initiierte mediävistische Schwerpunkt an der Central European University (vgl. S. 15 f., 24 f.) eine Würdigung verdient gehabt hätte. Es zeichnet sich aber auch ab, dass neben der Árpádenzeit das spätere Mittelalter ein größeres Forschungsinteresse auf sich zieht. Die einzelnen zeitlichen Abschnitte berücksichtigen neben der historischen Mittelalterforschung im engeren Sinn auch entsprechende Anstrengungen im Bereich der mittellateinischen Philologie (S. 118 f., 176 f.) und der Byzantinistik (S. 82 f., 105 f., 158–160, 179 f.).

Der Band ist im Grunde eine chronologische Darstellung der ungarischen Mediävistik – soweit sie sich auf die Árpádenzeit bezieht – seit 1867, nicht ein Überblick über die Erforschung der Árpádenzeit insgesamt, da Forschungen nicht-ungarischer Provenienz nur ganz vereinzelt berücksichtigt werden. Die Darlegung folgt dem Wirken prägender Forscher, skizziert deren Themen und Publikationen; wissenschaftliche Kurzbiografien dieser Historiker werden an entsprechender Stelle in eingerücktem Satz geboten. Begrüßenswert ist es, dass kein linearer Erkenntnisfortschritt unterstellt wird, immer wieder wissenschaftliche Kontroversen und ihre Exponenten hervorgehoben und offene Fragen, etwa in der Diskussion über die Székler (S. 170 f.), markiert werden. Vermissen mag man dabei, dass die Auswirkungen der sog. Mediävisierung der Politik (János Bak) auf die ungarische Mittelalterforschung nicht angesprochen werden. Die Wahl einer solchen forscherezentrierten anstelle einer problemorientierten Darstellung führt zu einer deutlichen Darstellung der in den einzelnen Zeitabschnitten dominanten Strukturen und Personen, macht es aber nicht leicht, den Forschungsgang zu immer wieder aufgegriffenen Themen im Blick zu behalten, zumal das Register nur Personennamen und geografische Namen enthält, nicht aber Sachbegriffe, durch die wiederkehrende Forschungsfragen leichter nachzuverfolgen gewesen wären.

Das umfangreiche Literaturverzeichnis ist keine erschöpfende Bibliografie der Forschungen zur Árpádenzeit, bietet aber einen verlässlichen Überblick über die wichtigsten Publikationen. Im Ausblick trägt der Autor Gedanken zur Theoriebezogenheit der ungarischen Mediävistik vor und bedauert mit Blick auf das künftige Forschungspotenzial den Rückgang des Lateinunterrichts an den Schulen.

Linden

Norbert Kersken

Biopolitics in Central and Eastern Europe in the 20th Century. Fearing for the Nation. Hrsg. von Barbara Klich-Kluczevska, Joachim von Puttkamer und Immo Rebitschek. (Routledge Histories of Central and Eastern Europe). Routledge. London – New York 2022. 276 S., Ill. ISBN 978-0-367-75123-4. (£ 125,-.)

„Biopolitik“ ist durch die global zu beobachtenden staatlichen Maßnahmen während der Covid-19-Pandemie weit über den Kreis derjenigen, die mit der Foucaultschen Frage nach „Biomacht“ arbeiten, als Schlagwort genutzt geworden. Als analytischer Begriff spielt „Biopolitik“ bereits seit längerem in der Forschung vor allem zu Fragen menschlicher Reproduktion eine Rolle. Wie der auf eine Tagung 2019 am Jenaer Imre Kertész Kolleg zurückgehende Band zeigt, setzte eine Perspektivenerweiterung schon vor Beginn der Pandemie ein.

Grundlegende Prämisse der 13 lesenswerten Beiträge ist, dass Michel Foucault und die ihm nachfolgenden Theoretiker:innen die sozialistische Ausprägung von Biopolitik nicht

in ihren Ansätzen berücksichtigten, obwohl gerade in der Geschichte Ostmitteleuropas im 20. Jh. zahlreiche Besonderheiten „sozialistischer Biomacht“ festzustellen seien und daher die staatssozialistische Politik ein ergiebiges und anregendes Forschungsfeld darstelle. Deren Inklusion, so Barbara Klich-Kluczevska in ihrem instruktiven, den Einzelstudien vorangestelltem konzeptionellen Beitrag über Biopolitik als vielversprechende Forschungsperspektive, sei umso wichtiger, als die Forschungen zu einzelnen Staaten nicht in einer transnational vergleichenden Perspektive zusammengeführt worden seien. Gerade im 20. Jh. seien die Körper der Bürger:innen Objekt konkurrierender Politiken geworden, weil der Fokus auf der Nation gelegen habe. In den Praktiken und Diskursen sei es nicht, so eine weitere Prämisse, um die drängende soziale Sicherung und individuelles Wohlergehen gegangen, sondern um die Stabilisierung der nationalen Existenz. Nach 1945 habe sich zumal unter den ideologischen Bedingungen des Staatssozialismus für die Regierungen und Gesellschaften die Frage nach einem biologischen Überleben als Mandat für die Zukunft neu gestellt, obwohl es Raum für nationalistische Töne, eugenische Begründungen, religiösen Dogmatismus und individuelle Entscheidungen gegeben habe. Klich-Kluczevska betont, dass die Einrichtung staatlicher Institutionen, die stark genug waren, den Anspruch auf Regulierung individuellen Verhaltens durchsetzen zu können, in der Zwischenkriegszeit im östlichen Europa sehr unterschiedlich verlaufen sei. Durch den Sozialismus habe sich dieses Bestreben intensiviert, nicht zuletzt als Instrument der Kontrolle über die Bevölkerung. Die Beiträge des Bandes lösen sich daher von dem engeren Foucaultschen Ansatz und legen ihren Analysen eine eigene, weiter gefasste Definition zugrunde, die Biopolitik als eine Reihe von Maßnahmen, Praktiken, Institutionen und Ideen, menschliche individuelle und gesellschaftliche Körper zu regulieren, versteht. Entsprechend sind sie in die zwei Sektionen „Issues of Reproduction“ und „Beyond Procreation: Health, Nutrition and Hygiene“ untergliedert.

Zunächst wird in sechs Beiträgen exemplarisch das Verhältnis von Biopolitik und menschlicher Reproduktion diskutiert. Herwig Czech arbeitet heraus, wie die eugenischen Debatten in der späten Habsburgermonarchie im Österreich der Zwischenkriegszeit von rassehygienischem Gedankengut durchdrungen wurden. Er zeigt, dass diese Debatten trotz ihrer ideologischen Unterschiede letztlich den Boden für die Bedeutung der Rassehygiene nach der Festigung des Dollfuß-Regimes 1934 legten. Natalia Aleksion führt anschließend aus, welche Bedeutung eine möglichst hohe Anzahl von Kindern für die Festigung der jüdischen nationalen Existenz direkt nach Ende des Holocaust hatten, da hierin die Grundlage für einen Wiederaufbau einer jüdischen Gemeinschaft in Polen gesehen wurde. Die Rolle katholischer Eheratgeber in Nachkriegspolen wird von Agata Ignaciuk diskutiert, die zeigt, dass katholische Expertise Hand in Hand mit der sozialistischen Sexualerziehung gegangen sei. Vor diesem Hintergrund plädiert sie dafür, die Haltungen der katholischen Kirche in Studien zu Biopolitik und Sexualgeschichte im sozialistischen Polen nicht zu vernachlässigen. Beider Verständnis des Dreiecksverhältnisses von Liebe – Ehe – Sexualeben und von Geschlechterrollen in einer Beziehung sei grundlegend für die Angleichung der staatlichen und kirchlichen biopolitischen Ansätze in den 1970er Jahren gewesen, obwohl die konträren Haltungen zur Geburtenkontrolle nicht miteinander vereinbar gewesen seien. Die Wechselwirkung von sozialer Kategorisierung und pronatalistischen Politiken in Rumänien werden anschließend von Corina Doboş diskutiert. Sie zeigt, dass das strikte Abtreibungsverbot von unterstützenden pronatalistischen Maßnahmen begleitet wurde, um die städtische Arbeiterschaft und die Entwicklung neuer sozialer Hierarchien durch eine möglichst zahlenstarke neue Generation zu fördern. Ivana Dobrivojevičs Beitrag über die jugoslawische Familienplanungs- und vor allem Abtreibungspolitik offenbart eine Schwäche des Tito-Regimes. Zwar habe der Staat das liberale Abtreibungsgesetz als Ergebnis sozialistischer Moderne und der vollzogenen weiblichen Emanzipation dargestellt, aber es sei ihm nicht gelungen, Fragen der menschlichen Reproduktion zu regulieren. Die Haltung der katholischen Kirche gegenüber Abtreibung angesichts protestantischer und kommunistischer Haltungen habe auf lange Sicht, so die These

von Wannes Dupont, dessen Beitrag die Sektion abschließt, zu verborgenen Rissen innerhalb der katholischen Kirche geführt. Insgesamt zeigen die Beiträge dieser Sektion die Vielschichtigkeit von biopolitischen Haltungen und Maßnahmen im Zusammenhang mit der Kontrolle menschlicher Reproduktion, deren *differentia specifica* trotz gemeinsamer ideologischer Prämissen erst in dieser vergleichenden Perspektive deutlich werden.

Die zweite Sektion behandelt Maßnahmen im Bereich von Ernährungs- bzw. Versorgungsfragen sowie Gesundheit und Hygiene. Friederike Kind-Kovács widmet sich der Mangelversorgung von Kindern und der Entwicklung von Ernährungsprogrammen in Ungarn nach dem Ersten Weltkrieg, die dazu dienen sollten, die Stärke der Nation nicht durch körperliche Schwäche ihrer Mitglieder zu gefährden. Da gerade die desolaten sozialen Zustände an der Front das Entstehen von Epidemien begünstigten, wurden Bade- und Desinfektionszüge zu den Regimentern in Polen geschickt, wie Łukasz Mieszkowski für die Jahre 1918–1920 ausführt. Diese biopolitische Maßnahme sei auch aus symbolischen Gründen ergriffen worden. Hierdurch sollten die polnische Armee und Gesellschaft von Läusen, Schmutz und Dreck angesichts von Typhus und Influenza befreit werden, was aber paradoxerweise durch eine zu rasche und unvollständige Anwendung zu weiteren Infektionen der Soldaten geführt habe. Auch nach 1945 hätten Epidemien zu biopolitischen Maßnahmen geführt, wie Ewelina Szpak im folgenden Beitrag am Beispiel Polens zeigt: Es sei ein funktionierendes Gesundheitssystem im ländlichen Raum angestrebt worden, dem die Bevölkerung aber höchst skeptisch gegenübergestanden habe, so dass die „Hygienisierung“ und „Medikalisierung“ zu einem verhandlungs- und zeitintensiven Vorhaben geworden sei. Eine ähnliche Fragestellung hinsichtlich der biopolitischen Maßnahmen zur Schaffung der „neuen“, sozialistischen Gesellschaft verfolgen Radka Šustrová und Jakub Rákosník in ihrer Analyse des tschechoslowakischen sozialistischen Bevölkerungsmanagements. „Klasse“ und „Rasse“ seien zentrale Kategorien für ein sozialistisches biopolitisches Regime gewesen, das deviantes soziales Verhalten zu verhindern versucht und Raum für rassistische Diskriminierungen geboten habe. Abschließend diskutieren Immo Rebitschek und Malte Thießen Maßnahmen eines langfristigen biopolitischen Katastrophenmanagements. Rebitschek sieht die großen Hungersnöte in der Sowjetunion als „imperiale Biopolitik“ in den multiethnischen Peripherien, während Thießen bezüglich der Impfpflicht in Deutschland im 20. Jh. in diachroner und synchron vergleichender Perspektive herausarbeitet, wie sich legitimierende Narrative verändern, aber auch wiederkehren.

Insofern arbeitet diese Sektion (sowie auch der Band insgesamt) anhand einer großen Spannbreite möglicher Themen heraus, wie Biopolitik als breite Analyseperspektive in fruchtbarer Weise nutzbar gemacht werden kann. Somit haben die Herausgeber:innen einen sehr lesenswerten und hoffentlich für weitere Forschungen nicht nur auf Grund der Virulenz biopolitischer Fragestellungen impulsgebenden Band vorgelegt.

Herne – Bochum

Heidi Hein-Kircher

Meier Landau: A Lost World. The Galician Shtetl and Siberia. Hrsg. Von Lidia Zessin-Jurek. (FOKUS. Neue Studien zur Geschichte Polens und Osteuropas, Bd. 15.) Brill Schöningh. Paderborn 2023. XXXI, 385 S., Ill. ISBN 978-3-506-79164-1. (€ 114,-)

Die Erinnerungen des Unternehmers Meier Landau sind ein eindrückliches Zeugnis vom Leben und Überleben einer jüdischen Familie mitten in den politischen und sozialen Umbrüchen und Katastrophen des 20. Jh. L. wurde 1898 in Mościska geboren, einem Shtetl im österreichisch-ungarischen Kronland Galizien, heute Mostyska im *oblast'* L'viv. Die Lage des Ortes entlang der Hauptstraße zwischen L'viv und Przemyśl und an der nahegelegenen Eisenbahnstrecke förderte dessen wirtschaftliche Entwicklung. In seinen Erinnerungen schildert L. den Alltag und die Traditionen im Shtetl und zeichnet das Bild einer sozial und religiös heterogenen jüdischen Gemeinde. Die im Text verwendeten und erläuterten Begriffe in jiddischer, hebräischer, deutscher, polnischer und ukrainischer Sprache veranschaulichen die gelebte Mehrsprachigkeit in den verschiedenen Lebens-